

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 50 (1946-1947)

Heft: 1

Artikel: Legende vom armen Hirten

Autor: Zoppi, Giuseppe

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Legende vom armen Hirten*

von GIUSEPPE ZOPPI

Es war im Herbst, und es regnete seit zwei oder drei Wochen. Auf der Alp kam es einem vor, als ob man nicht mehr im Grün der Bäume lebte, sondern im trüben Grau der Wolken, die in wüster Unordnung über die Welt zogen, oder der Nebelschwaden, die schnell aus dem Tal aufstiegen, sich übereinandertürmten wie phantastische Gebirge, verschwanden und dann größer und dichter wieder auftauchten. Hin und wieder, zwei- oder dreimal am Tage, erhob sich ein starker und entschiedener Wind; die Nebel flohen sofort, in lauter Fezen zerrissen, und die Kälte zwickte einen, als wenn plötzlich der Winter angefangen hätte.

Der alte Sandro, einer der ärmsten Hirten im Morobbia-Tal, war ganz verzweifelt, denn er konnte seit mehr als einer Woche die paar Ziegen nicht mehr finden, die alles waren, was ihm auf der Welt gehörte. Ein bißchen Milch, soviel, um davon zu leben, hatte er ja noch. Die lieferte ihn Rospa, eine alte, lahme Ziege, die den Hühnerstall als Behausung gewählt hatte, seit der Fuchs ihn ausgeräumt hatte. Dort verkroch sie sich stundenlang, mit zerzaustem Fell, und starre grimmig und melancholisch vor sich hin.

„Wo die andern hingelaufen sind, weiß bloß der liebe Gott“, sagte der arme Alte immerzu vor sich hin und ging nachdenklich von seiner Ofenbank zur Tür und von der Tür zur Ofenbank hin und her. Wenn es einmal ein bißchen hell wurde, schleppte er sich bergauf bis nach Mottobello und rief nach den Ziegen, erst den üblichen Lockruf und dann jede beim Namen, als wenn er jede einzelne durch diesen Beweis besonderer Zuneigung rühren wollte.

Schließlich war er des langen Wartens müde, und eines schönen Tages nahm er sich vor, dem schlechten Wetter und seiner Schwäche zum Trotz, auf die Berge zu klettern und seine Ziegen zu suchen. Er zog einen alten Soldatenrock an und

hängte sich die Tasche mit Viehsalz um. Auf den Kopf setzte er einen alten abgetragenen Hut. Dann spannte er mit großem Kraftaufwand einen feuerroten Regenschirm auf und fing an, auf seinen Stock gestützt, durch den Nebel emporzuklettern. Alle Augenblicke blieb er stehen, um zu verschnaufen.

„In diesem Augenblick geht vielleicht mein Sohn in den Straßen von San Franzisko spazieren,“ dachte der Alte. „Verdammtes Amerika, das uns alle Söhne wegholt!“

Um seinen Trübsinn zu verscheuchen, ließ er nochmals seinen Ruf erschallen, aber dieser Ruf kam ihm selbst ganz ängstlich und verzweifelt vor, wie der Schrei eines Schiffbrüchigen. Dann setzte er seinen Weg fort und seufzte von Zeit zu Zeit: „Ach, ich armer Kerl, ich armer Kerl!“ Er versuchte immer wieder, sich aufzuraffen und mit starkem Willen den schwachen Körperkräften zu Hilfe zu kommen. Aber es gelang ihm nicht mehr, er konnte nicht weiter. Ein paar dicke Tränen rollten ihm aus den Augen. Sie liefen langsam die Wangen hinunter in den Bart und fielen auf seine Jacke und auf die Hände; im roten Schein des Schirmes sahen sie wie Blutstropfen aus.

Er war jetzt am Ende des Waldes angelommen. Vor ihm lag eine öde, ansteigende Bergweide, die im Volksmunde Biancaccia hieß. Der Nebel war nach den Berggipfeln aufgestiegen und wurde vom Wind hin und her gezaust. Der Regen, den der Wind ebenfalls jagte, fiel schräg und bösartig und knatterte wie eine Peitsche. Der Alte kletterte mühsam weiter, immer langsamer und immer mehr unter seinem Schirm verkrochen.

Da sah er vor sich auf einem Stein einen armen Hirten mit magerem, runzligem Gesicht, weißem Bart und zerrissenen Kleidern sitzen. Der Unbekannte sah ihn aus zwei blauen Augen voll Mitleid und Güte von oben bis unten an. Sandro blieb stehen und wollte ihn begrüßen

* Aus dem sehr empfehlenswerten Bändchen: Tessiner Legenden. Nascher Verlag, Zürich.

und ein Gespräch anfangen. Aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er sah, daß der Mann weder Mantel noch Regenschirm hatte und doch nicht naß war. Nicht ein Tropfen war auf seinen Kleidern oder auf seinem Gesicht zu sehen, ja, von seiner Gestalt strahlte Sonnenwärme aus, wie sie im Frühling von Wiesen und Feldern aufsteigt.

„Aber wie kommt es denn bloß“, fragte schließlich Sandor, „daß Du bei diesem Sintflutregen nicht naß bist?“

„Ich werde nicht naß, weil ich der liebe Gott bin“, antwortete der Mann lächelnd.

„Wenn Du der liebe Gott bist, dann kannst Du mir wirklich einen großen Gefallen tun, nämlich mich meine Ziegen wiederfinden lassen“, sagte Sandro, der glaubte, der andere spräche im Scherz.

„Nichts ist leichter als das“, war die ernste und gütige Antwort. „Du wirst gleich Deine Ziegen finden.“

Jetzt erst merkte Sandro, daß auch auf seinen Regenschirm kein Tropfen mehr fiel. Vor Erstaunen ließ er den Schirm fallen, und als er aufblickte, sah er, daß über dem Kopfe des armen Mannes ein Heiligschein schwebte, an dem der Regen abglitt und einen Regenbogen bildete.

Da begriff Sandro, daß er wirklich den lieben Gott getroffen hatte. Er senkte seinen Kopf und wollte niederknien. Aber schon war der liebe

Gott wieder verschwunden. Verschwunden war auch der Heiligschein und der Stein, auf dem der liebe Gott gesessen hatte. Der Regen fiel wie vorher.

Als er sich von seiner Verwunderung ein wenig erholt hatte, setzte er seinen Weg fort. Um nächsten Augenblick befand er sich vor einer Höhle in einer großen Felswand. Aus der Höhle hörte er munteres Gemecker und den Ton eines Glöckchens — seines Glöckchens! Kaum hörten die Ziegen die Stimme ihres Herrn, da kamen sie hervorgesprungen und meckerten leise, als wenn auch sie sich über das schlechte Wetter beklagen und ihr Fernbleiben erklären wollten. Sie drängten sich um den Alten. Die eine leckte ihm die Hand, die andere stieg ihm beinahe auf den Rücken, und die dritte schnupperte in seiner Tasche herum. Er war überglücklich und machte sich sofort auf den Rückweg nach seiner Hütte. Da sprangen aus der Höhle noch zwei junge schneeweisse Zicklein heraus und schlossen sich dem Juge an.

„Junge Ziegen, jetzt im Herbst... und weiße noch dazu? Das kann nur ein Geschenk des lieben Gottes sein“, dachte Sandro, und eine kindliche Freude leuchtete in seinen Augen auf. Die jungen Ziegen sprangen munter hin und her; sie waren trunken vor Freude und kannten keine Müdigkeit. Und auch dem armen, alten Mann erschien das Leben auf einmal leichter und heiterer als zuvor.

Der Herbst ist nah . . .

Maria Lutz-Gantenbein

Der Herbst ist nah. Es macht uns frösteln,
wenn wir durch Abendwiesen gehn,
uns dort noch einmal niederlegen
und in den Glühenhimmele sehn.

Der Herbst ist nah. Du bist voll Trauer
und schmiegst dich stumm an meine Brust.
Du denkst an längst vergangne Freuden,
an Blumen und an Sommerlust.

Der Herbst ist nah. Ich hör dich weinen,
ganz leis, um ein verlorne Glück. —
Sei nur getrost: nach Herbst und Winter
kehrt auch ein Frühlingstag zurück.